

Zusätzlicher Download zur Publikation:

Langfeld, Andreas (2019): Elternschaft in jungen Familien zwischen Lebenswelt und Institution – Eine qualitative Studie zu Erziehungserfahrungen und familienbiographischen Prozessen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

*„Weil ich das mitgekriegt habe, es muss was gemacht werden und ich alleine schaff es nicht“* – Angelika, die junge Mutter mit ausgeprägtem Förderengagement

Mit ihren 27 Jahren ist Angelika bereits vierfache Mutter. Von dem Vater der ältesten Tochter, der 10-jährigen Marie, lebt die Familie seit langem getrennt. Zusammen mit ihrem neuen, drei Jahre jüngeren, Lebensgefährten hat Angelika noch zwei Söhne, den 5-jährigen Tom und den 3-jährigen Tony, sowie eine jüngere Tochter, Melanie, im Alter von zwei Jahren. Die Mietwohnung der jungen Patchwork-Familie liegt in einer dörflichen Gemeinde inmitten des Landkreises Ostvorpommern. Während die jüngeren Kinder die örtliche Kindertagesstätte besuchen, geht Marie inzwischen in die vierte Klasse einer überregionalen Förderschule. Jedes der vier Kinder nimmt auf Veranlassung der Mutter – z.T. auch entgegen ärztlichem Rat – regelmäßig an fördertherapeutischen Angeboten, wie Logopädie, Ergotherapie oder Frühförderung, teil. Die sozioökonomische Situation der Familie ist insgesamt schwierig: Angelika hat nach ihrem Hauptschulabschluss eine Lehre zur Verkäuferin absolviert, ist derzeit aber arbeitslos und geht einzelnen arbeitsmarktbezogenen Eingliederungsmaßnahmen nach. Ihr Partner ist ebenfalls arbeitslos, Ein-Euro-Jobber und noch dazu ohne Ausbildung.

Als Angelika mit siebzehn Jahren zum ersten Mal schwanger wird, ist sie aus heutiger Sicht noch „ziemlich jung und eigentlich ziemlich allein gelassen worden“. Die jugendliche Mutter erfährt von ihrem sozialen Umfeld in dieser Phase nur wenig Unterstützung. Nach der Geburt wird sie noch kurzzeitig von einer Hebamme aufgesucht, angesichts der weiteren medizinischen Untersuchungen und behördlich-administrativen Vorgänge ist sie aber auf sich gestellt. Dabei weist die Mutter ein hohes Maß an Unsicherheit auf. So kann die 17-Jährige zunächst nur schwer in ihre Rolle als Erziehungsverantwortliche hineinflinden. „Unterstützung hatte man ja eigentlich gar nicht, man hat zwar Mutter und Vater gefragt, und die haben gesagt: ‚Ja, so wie du das denkst, ist’s richtig.‘ Aber so richtig sagen kann einem das ja keiner, wie man das Kind eigentlich richtig erziehen sollte.“ Den Übergang in die Elternschaft erlebt die 17-Jährige somit als einen akzelerierten biographischen Prozess adoleszenter Verselbständigung, in dem es ihr an konsistenten Leitbildern fehlt und sie vielmehr versucht, „jeden Tag zu bewältigen“. Dabei kommt hinzu, dass sich ihr damaliger, gleichaltriger Partner wie „n Kind“ benommen hat, der sich noch „selbst austoben“ musste und sich nicht um das Neugeborene kümmern wollte. „Und ich musste alles alleine machen und das fand ich unschön. Hab ich gesagt: ‚Tut mir Leid, geht nicht.‘ Und dann haben wir uns getrennt“. Marie ist zu diesem Zeitpunkt zwei Jahre alt.

Kennzeichnend für einen biographischen Konsolidierungsversuch beginnt Angelika parallel zu der Trennung vom Partner nach zwei Jahren Elternzeit eine 2-jährige Ausbildung zur Verkäuferin. Diese Lebensphase wird von ihr heute als „ziemlich hart“ resümiert. „Also würd ich jedem empfehlen, erst die Lehrstelle und dann n Kind. Weil’s eigentlich ziemlich kompliziert ist.“ Neben der hohen Alltagsbelastung zwischen Familie und Lehrstelle ist es vor allem das subjektive Gefühl, die Tochter, die nun ganztags eine Kindertagesstätte besucht, zu vernachlässigen. Sorgen macht sich die junge Mutter auch, weil sich Marie im neuen sozialen Umfeld der Kindergartengruppe nur sehr zögerlich integriert. Das

schüchterne Mädchen sucht nur wenig sozialen Kontakt unter den Gleichaltrigen, ist schwer für die Angebote zu begeistern und zeigt laut Angelika bereits früh kognitive Entwicklungsverzögerungen, etwa indem sie Farben nicht richtig benennen kann. In einem selbstkritischen, eigentheoretischen Kommentar sieht die Mutter in den frühen Kindheitserfahrungen ihrer Tochter den Grund dafür, dass diese „vielleicht ein bisschen auf der Strecke geblieben ist.“

Der Kontakt zum leiblichen Vater bleibt Marie grundsätzlich erhalten, da dieser alle zwei Wochen sein Besuchsrecht wahrnimmt. Während dieser Wochenendaufenthalte wird das Mädchen aber häufig von der Großmutter, väterlicherseits, betreut. Der junge Mann, der noch auf dem Hof seiner Eltern lebt, zeigt nach Angelikas Auffassung bis in die Gegenwart kein echtes erzieherisches Interesse an seiner Tochter, da er noch immer nicht „reif fürs Kind“ sei. „Da hat sie schon dran zu knapsen, aber sie kommt schon zurecht mit der Situation“, schätzt Angelika das Verhältnis zwischen Tochter und leiblichen Vater zusammenfassend ein.

Der neue Partner von Angelika, den die Mutter ungefähr ein Jahr nach der Trennung von Mariens Vater kennenlernt, bemüht sich hingegen von Beginn an sehr um das Mädchen. „Also die haben sehr viel miteinander gemacht, haben zusammen gebadet, haben viel gespielt draußen und sind viel Fahrrad gefahren.“ In relativ kurzer Zeit weiten sich die Aufenthalte des neuen Partners von den Wochenenden auch auf den Alltag der Familie aus. Als Angelika sich sicher ist, „dass nachher auch ne Bindung entstand zwischen den beiden“, zieht das Paar zusammen. Marie ist vier Jahre alt, als unmittelbar darauf ihr Halbbruder Tom geboren wird. Angelika erinnert diesen familienbiographischen Übergang als harmonisch, auch da sich ihre Tochter sehr über den Familienzuwachs gefreut hat. Für die junge Frau bedeutet die erneute Elternschaft zugleich einen Verzicht auf den beruflichen Einstieg nach der Ausbildung. Da auch der Partner kein festes Einkommen hat, ist die junge Familie fortan von Sozialbezügen abhängig.

Noch vor der eigentlichen Vorschulphase nimmt Angelika die Entwicklungsdefizite ihrer Tochter als so problematisch wahr, dass sie eine Frühförderung beantragt. Auffällig ist dabei die Betonung ihrer Eigenaktivität als hilfeschuchende Mutter. „Zählen konnte sie noch nicht so richtig und da hab ich’s ja mitgekriegt, und hab mir dann eben halt die Hilfe gesucht.“ (Auch auf spätere Nachfrage hin, stellt Angelika unmissverständlich heraus, dass die Entscheidung für eine professionelle Entwicklungsförderung stets von ihrer Handlungsinitiative ausging.) Ergänzend räumt Angelika noch ein, dass die Beantragung der Hilfe ein „ziemlich langer Weg“ für sie war, für den sie insgesamt eineinhalb Jahre gebraucht hat. Erst kurz vor der Einschulung – „schon fast zu spät“ – bekommt das Mädchen die Förderung, vor allem Ergo- und Logotherapie.

Zu diesem Zeitpunkt stellt Angelika auch bei Tom soziale Verhaltensauffälligkeiten fest, die sich zumeist in Aggressionen gegenüber der älteren Halbschwester äußern – scheinbar ein sehr emotional besetztes Thema, da die junge Mutter im Interview an dieser Stelle zu weinen beginnt. Die Entwicklung des damals 2-jährigen Jungen, der nun in den Augen der Mutter immer mehr als „ein Stinkstiefel, ein Randalist“ auftritt, fällt zeitlich zusammen mit seinem Übergang in die Kindertagesstätte sowie mit der Geburt des dritten Kindes, Tony, und könnte vor diesem Hintergrund auch das Symptom einer subjektiven Bindungs- und Anerkennungsproblematik darstellen. Vor allem zu Hause ist Tom nur schwer zu beruhigen, so dass die Mutter an ihre Grenzen stößt und auf externe medizinisch psychologische Unterstützung hofft. „Daraufhin hab ich mir ja Hilfe geben lassen und testen lassen mit der Hyperaktivität und nachher

ging's ja auch wieder.“ Als Angelikas Annahme auf Hyperaktivität bei ihrem Sohn von dem Arzt nicht bestätigt wird, ist sie zunächst froh: „Gott sei Dank bloß so nen Bewegungsdrang“. In der Folge wird dem Sohn von der Mutter dennoch eine Ergotherapie organisiert, zum „Austoben“ und zur Koordinierung der Sinnesfunktionen. Darüber hinaus nimmt er an der Frühförderung im Kindergarten teil, da die Mutter bei ihrem Sohn Schwierigkeiten beim Schneiden und Malen beobachtet hat.

Im Vergleich zu seinen älteren Geschwistern hat Tony „nur sprachliche Probleme.“ Als er mit zwei Jahren noch wenig spricht und vor allem im Kindergarten Probleme hat, sich mitzuteilen, nimmt die Mutter erneut einen professionellen Unterstützungsbedarf wahr. „Wir haben zwar auch schon zu Hause probiert, immer mit ihm zu sprechen, aber das habe ich alleine nicht hinbekommen, also hab ich jetzt n Logopäden für ihn.“ Wie Tony besucht schließlich auch Melanie inzwischen zwei Mal in der Woche eine Logopädin, da der Mutter bei der 2-Jährigen ebenfalls Sprachprobleme aufgefallen seien. „Und die vierte, die ist zwei, hat das gleiche Problem.“ In der Summe hat Angelika „jeden Tag irgendeinen Termin“.

Zusammenfassend beurteilt die junge Frau die Entwicklung ihrer Kinder im Großen und Ganzen als „normal, wie jedes andere Kind auch“, mit kleinen Abstrichen in „der Feinmotorik oder Grobmotorik, aber das holen wir dann wieder auf, da sind sie dann in den anderen Sachen wieder besser.“ Auf der Deutungsebene zeigen sich in diesem Zusammenhang ein grundsätzlicher Optimierungsanspruch sowie ein allgemeiner Förderoptimismus in Bezug auf die sozialen und kognitiven Dispositionen der Kinder. Dabei nimmt die Mutter für die vermeintlichen Verhaltensauffälligkeiten der Kinder aber scheinbar eher pauschal-präventiv Behandlungen in Anspruch als diese in ihren individuellen Besonderheiten und sozialen Ursachen zu reflektieren.

Mit Blick auf die eigene elterliche Entwicklung hebt Angelika hervor, dass sie nach dem ersten Kind „dann schon Bescheid wusste, wie's abgeht, wie's läuft und wo ich was beantragen kann und dann ging das danach besser.“ Im Grunde scheint Angelika die intensive Inanspruchnahme fördertherapeutischer Angebote nicht als Ausdruck einer unzureichenden Erziehungskompetenz oder fehlender familialer Anregungspotentiale zu verstehen, vielmehr möchte sie damit ihre aktive Verantwortungsübernahme auch vor dem Hintergrund ihrer sozialstrukturellen Lage und alltäglichen Bewältigungsaufgaben unterstreichen. „Und da ich mich zu Hause nicht mit jedem einzeln wirklich 45 Minuten hinsetzen kann und beschäftigen kann, weil's ja vier sind, hab ich mir die Unterstützung besorgt“.

Angesichts der vielen therapeutischen Dienstleistungen, die sie für die Kinder in Erwägung zieht, kritisiert die junge Frau die bürokratischen Problemen, die langen Wartezeiten auf die Therapien sowie die aufwändigen Prüfverfahren der Ämter und Ärzte. Viele der Hilfemaßnahmen seien nur durch ihr persönliches Engagement und ihr vehementes Insistieren durchgesetzt worden, da die Ärzte häufig selbst keinen akuten Hilfebedarf sahen. „Die hätten gesagt: ‚Haben noch Zeit.‘“ Mit den Wirkungen und Erfolgen der Fördermaßnahmen ist die junge Mutter dagegen zufrieden. Angelika ist überzeugt, dass sich all die Mühe lohnt und „das ja nur zum Vorteil ist“. Alleine mit ihren vier Kindern und deren individuellen Förderbedarfen wäre sie nach eigenen Angaben hoffnungslos überfordert – „weil man ja gar nicht so geschult“ ist. Die größten Fortschritte sieht Angelika denn auch besonders bei Tony, der innerhalb von einem dreiviertel Jahr „plappert wie so'n Wasserfall“. Auch bei ihrer älteren Tochter stellt sie inzwischen selbst keinen Bedarf mehr für die Logopädie fest. Dennoch wird ihr von der Expertin weiterhin eine Behandlung nahegelegt. „Also für mich spricht sie

normal, aber sie kann... Die Logopädin hört das wieder ganz anders.“ In diesem Zusammenhang wird möglicherweise eine gewisse Eigendynamik in den Fördermaßnahmen erkennbar, wenn sich die Mutter mit ihren eigenen Einschätzungen über die Entwicklung der Kinder unkritisch den mitunter auch marktrationalen bzw. kommerziell orientierten Empfehlungen der Therapeuten unterordnet.

Innerhalb der Familie ist die Entwicklungsförderung der Kinder vor allem Angelikas Zuständigkeitsbereich. Von ihrem jetzigen Partner erhält sie in diesem Zusammenhang aktuell wenig Unterstützung. Durch seine beruflichen Eingliederungsmaßnahmen ist er schon seit längerem kaum mehr präsent im Alltag der Familie – „also hab ich immer alles gemacht“.

Die frühen Übergänge der Kinder in die Bildungseinrichtungen bleiben in der Darstellung von Angelika ambivalent: Von „also Krippe war eigentlich immer top“, bis hin zu „war ne schwere Zeit damals“. Alle Kinder, außer Melanie, besuchen ab dem zweiten Lebensjahr die Kindertagesstätte. Die Jüngste kommt bereits mit eineinhalb Jahren in die Krippe. Aus der Sicht der Mutter freuen sich die Kinder jedes Mal auf die neue Umgebung und die gleichaltrigen Spielpartner. Auf der Handlungsebene kommen aber individuelle Integrationsprobleme zum Vorschein. Bis auf Tom sind die Kinder im institutionellen Umfeld sehr zurückhaltend und introvertiert. Tony beginnt „durch die Umstellung“ sogar wieder einzunässen und auch bei Melanie dauert die Eingewöhnung fast ein halbes Jahr.

Die Beziehungen zu den frühpädagogischen Fachkräften sieht Angelika durchaus differenziert: Sie hat hohe Erwartungen an das pädagogische Handeln der Erzieherinnen, insbesondere an deren emotionales Engagement und an ein behütend-kontrollierendes Verhalten. So besteht etwa ein gutes Verhältnis zur Krippenerzieherin, die „wie ne kleine Mutti alle Kinder in den Arm genommen und bekuschelt hat“, auf der anderen Seite wird die neue Kitaleiterin als „ziemlich boshaft“ beschrieben, da diese in den Augen der Mutter distanzierter mit den Kindern interagiert und mit den Eltern nur das Nötigste bespricht. Insbesondere mit dem Übergang von der Krippe in den Kindergarten hat die Mutter bisher keine guten Erfahrungen gemacht. Sie kritisiert, dass die Kinder ab diesem Zeitpunkt zu sehr auf sich allein gestellt sind. Darüber hinaus sind nachmittags meist andere Erzieherinnen zuständig als morgens, so dass Angelika beim Abholen der Kinder nicht aus erster Hand erfahren kann, „was an dem Tag gelaufen ist.“

Differenziert äußert sich die 27-Jährige auch über die förderpädagogische Arbeit im Kindergarten. Gerade im Vorschulbereich legt sie hohen Wert auf individuelle Angebote, was sie bei ihren Kindern bisher jedoch vermisst hat. Vor allem bei Marie räumt sie den Erzieherinnen aus heutiger Sicht eine unzureichende Einzelförderung ein. „Also sie ist immer zurückgeblieben, also hat keiner mitgekriegt, dass sie da ist, hat auch keiner mitgekriegt, wenn sie nicht da war.“ Bei ihrem 5-jährigen Sohn, bei dem das Vorschulprogramm gerade beginnt, will Angelika etwas sensibler sein. Dass die Kinder erst langsam an die Vorschuldidaktik herangeführt werden, indem sie einmal die Woche erste Übungen machen, findet die Mutter „komisch“. „Das könnte ein bisschen mehr sein.“ Die Mutter steht den institutionellen Erwartungen und Bildungskonzepten in dieser Situation unsicher und misstrauisch gegenüber. „Einerseits sagen sie, man soll üben mit dem Kind und dann sagen sie wieder: ‚Nee, du brauchst nicht üben, das sollen sie erst in der Schule lernen.‘ Also es ist so’n Zwiespalt mal wieder, man weiß nicht, was man nun machen soll“.

Den Übergang von der Kita in die Schule stellt für Marie eine schwierige und konfliktreiche Lebensphase dar. In der ersten Klasse besucht das Mädchen eine

öffentliche Grundschule in der Dorfgemeinde. Die Mutter ist zunächst froh über die Selbständigkeitsentwicklung ihrer Tochter, die etwa den überschaubaren Schulweg schon nach kurzer Zeit alleine gehen möchte. Allerdings kommt Marie im Unterricht nicht hinterher, weil ihr „alles zu schnell geht“. Angelika sieht die Probleme vor allem bei der Klassenlehrerin. Anstelle einer kontinuierlichen Entwicklung der Leistungsanforderungen sei das Lerntempo plötzlich zu rasant angestiegen. Zudem hat die Pädagogin nach Auffassung der Mutter Marie zu schnell „abgeschrieben“ und „sie auf ihrem Platz hinvegetieren lassen.“ Die junge Mutter – zu diesem Zeitpunkt immerhin erst 23 Jahre alt – fühlt sich von der Pädagogin nicht ernst genommen. Die narrativ insgesamt hoch ausgestaltete Interviewpassage deutet auf die besondere Bedeutung dieser Übergangssituation für Angelika hin, in der sie frühe Stigmatisierungserfahrungen in der Interaktion mit öffentlichen Erziehungsinstanzen macht. „Zum Anfang ging’s noch, da hat sie mit mir ordentlich gesprochen und nachher hat sie sie abgestempelt, sie ist zu dumm, sie schafft das nicht und sie möchte’s nicht mehr. Und das hat mir so direkt klar gemacht und das war das schlimmste für mich.“ Im Grunde geht es dabei auch um die Definitionsmacht über die kindlichen Lernbedürfnisse und Leistungspotentiale, ein Punkt, in dem sich Angelika durch die Art der Lehrerin bevormundet fühlt.

Im Mittelpunkt des Konfliktes mit der Lehrerin steht deren Förderschulempfehlung. Angelika externalisiert die professionelle Einschätzung der Lehrerin als deren persönliches Vorurteil gegenüber sozial schwächeren Familien und fühlt sich diskriminiert. Auch drei andere Kinder werden von der Lehrerin laut Angelika strukturell benachteiligt. „Das hab ich ihr auch mal gesagt. Da hat sie gesagt, kann sie nichts für, sie muss die anderen durchkriegen. Die gehen doch sowieso weg und dann passt doch.“ Obwohl die Tochter schon frühzeitig auf zusätzlichen Förderbedarf „getestet“ wird, bleibt sie noch das ganze erste Schuljahr im ursprünglichen Klassenverband. Für die Tochter ist das eine schwere Zeit, in der sie „in ein tiefes Loch reingefallen“ ist und nicht mehr zur Schule gehen möchte. Der jungen Mutter fällt es schwer, ihre Tochter „dann beizubringen, dass das kein Zweck mehr hat in der Schule oder in der Klasse.“

Ab der zweiten Klasse besucht das Mädchen halbtags eine Förderschule in einer nahegelegenen Kleinstadt. Die Klasse besteht nur aus acht Kindern, auf die die Lehrer individueller eingehen können. Hier findet das Mädchen Freunde, die Schule macht wieder Spaß, es „geht alles wieder bergauf“ und „es kommen wieder alle gut mir ihr klar.“ Für Angelika ist das „die Hauptsache.“ Wenn die Mutter die Beziehung ihrer Tochter zu den neuen Lehrern auch positiv hervorhebt, so bemängelt sie dennoch die Kooperation auf Eltern-Lehrer-Ebene: Kontakt besteht nur bei den Elternversammlungen oder durch Eintragungen im Hausaufgabenheft. Auch für einen Austausch mit den anderen Eltern gibt es keine Räume, dabei würde sich Angelika derartige Angebote einer informellen Elternbildung durchaus wünschen. Zur Legitimation ihrer eingeschränkten elterlichen Informations- und Mitbestimmungsmöglichkeiten im institutionellen Kontext der Förderschule führt Angelika die große räumliche Distanz zwischen Elternhaus und Schule an. „Man kommt nicht immer hin. Die Kinder werden mit nem Taxi gefahren und denn auch wieder nach Hause gebracht.“ In diesem Zusammenhang findet die junge Mutter „Dorfschulen“ dann doch besser.

Die schulischen Lernleistungsentwicklungen ihrer Tochter, die inzwischen die vierte Klasse besucht, kann Angelika schwer einschätzen. Das Mädchen möchte die Hausaufgaben grundsätzlich alleine machen, so dass die Mutter auch häufig nicht

weiß, „worum es da so genau geht.“ Dafür achtet Angelika auf eine strenge Einhaltung der Hausaufgabenzeiten, zu denen sie das Mädchen manchmal erst motivieren muss. Laut eigener Auskunft wüsste Angelika zwar, wie sich das Kind zu Hause entwickelt und „wo ihre Probleme sind,“ über die weiteren institutionellen Bildungsoptionen ist sie sich aber unsicher und will „demnächst mal nachfragen jetzt. Also das interessiert mich ja auch, wie’s aussieht, was sie erreichen kann und was nicht“. Angelika erhofft sich für ihre Älteste den Hauptschulabschluss, damit denn auch eine reale Aussicht auf eine Lehrstelle besteht. Gerade in der Region sähe es mit Lehrstellen aber eher schwierig aus: „Ich weiß nicht, wie es nachher aussieht, vielleicht besser, vielleicht schlechter. Ich hoffe mal, dass sie irgendwann kriegen.“ Scheinbar auf Grund ihrer eigenen negativen berufsbiographischen Erfahrungen kommen bei der Mutter in diesem Zusammenhang konkrete Bildungsängste zum Vorschein, die sicherlich auch auf das zusätzliche Förderengagement der Mutter einwirken. Selbstreflektierend hält Angelika fest, dass sie ihre Kinder nach Möglichkeit „von vorne bis hinten“ unterstützen will.

Nach ihren negativen Erfahrungen mit dem ersten Schulübergang ihrer Tochter ist Angelika in Bezug auf die Einschulung von Tom besorgt. Der Junge soll ebenfalls die Dorfschule besuchen, in der seine Schwester zuvor gescheitert ist, noch dazu die Klasse von der ‚berüchtigten‘ Lehrerin. Angelika sieht sich im sozialräumlichen Milieu der Dorfgemeinde von negativen Zuschreibungen betroffen, die sich letztlich in den Vorurteilen und Stereotypen der Lehrerin widerspiegeln würden.

Die Alltagsstruktur der jungen Familie ist in erster Linie durch die Bildungsinstitutionen sowie die außerfamilialen Förderangebote und daher durch ein vergleichsweise geringes Maß an individueller Freizeitgestaltung gekennzeichnet. Da die Mutter arbeitslos ist, sind die Kinder halbtags in den Einrichtungen. An den Nachmittagen finden dann die diversen Therapie- und Fördermaßnahmen statt. An drei Tagen in der Woche sind beinahe alle Kinder gleichzeitig entweder in Logo-, Ergo- oder Fördertherapie. Meist ist die Familie dann erst um 18 Uhr daheim. Nach einem gemeinsamen Abendbrot ist ab 19 Uhr für alle Kinder dann „der Tag gelaufen“. Dienstags und mittwochs bleibt etwas mehr Zeit etwa für den Spielplatz, für Inlineskating oder Fußball. Am Wochenende macht die sechsköpfige Familie, je nach Wetterlage, Ausflüge und Unternehmungen. Für kommerzielle Events, wie etwa den Besuch in einem Vergnügungspark, muss schon mal bis zu zwei Monate gespart werden. Nach Angelika geht die Familie viel spazieren, fährt Fahrrad und ist insgesamt sehr bewegungsorientiert. „Wir haben ja nicht viel aufm Dorf. Müssen wir uns selber immer was suchen... Aber sonst geben wir uns eigentlich große Mühe, den Kindern irgendwas zu bieten“.

Außerhalb ihrer Fördermaßnahmen nehmen die Kinder derzeit an keinen weiteren kulturellen Angeboten teil. Die Mutter wünscht sich jedoch, dass sie einen Sportverein besuchen können. Insbesondere für jüngere Kinder gibt es ihrer Information nach keine Angebote in der Region. Vorrübergehend hat sie für die Söhne einen Kindersportkurs in einem Anklamer Fitnessstudio gebucht. Auf Grund der unterschiedlichen Altersgrenzen musste sie jedoch mit einem der Jungen immer vor der Tür warten, während der andere aktiv sein durfte. Vor allem auf Grund des hohen ökonomischen Aufwandes mussten diese Kurse aufgegeben werden. Angelika verweist zudem auf ihre begrenzten zeitlichen Ressourcen, die eine weitere institutionelle Interessenförderung der Kinder erschweren. So ist der Tagesablauf bereits jetzt dadurch gekennzeichnet, dass „alles eigentlich schnell, schnell, schnell“ gehen muss. Morgens müssen die Kinder früh aufstehen, Zeit für Frühstück bleibt da

nicht, das wird in der Kita bzw. Schule nachgeholt. „Also viel vom Tag haben wir nicht. Eigentlich nur Stress“, fasst Angelika ihren Alltag zusammen.

Bedingt durch den Tagesablauf sowie das Wohnumfeld haben die Kinder nur wenige Freunde. Ihre Gleichaltrigenkontakte beziehen sie überwiegend aus dem institutionellen Bereich der Schule oder der Kindertagesstätte. Von den wenigen ‚Spielplatzfreunden‘ aus dem sozialräumlichen Nahbereich der Familie sind einige weggezogen, woran die Geschwister „zu knabbern“ hatten. Die Mutter ist jedoch froh, dass die vier „Geschwister sich und sich selber“ haben, weshalb sie sehr sensibel auf innerfamiliäre Konflikte und Meinungsverschiedenheiten reagiert.

Das schwierige Geschwisterverhältnis zwischen Marie und Tom ist für Angelika eine der zentralen Herausforderungen im familialen Alltag. Die Situation zwischen den Halbgeschwistern sei für die Mutter eine „Hassliebe sowie ein Machtkampf“. Die 10-Jährige und der 5-Jährige geraten oft über Kleinigkeiten aneinander, ziehen sich an den Haaren oder schubsen sich. Angelika – auch in diesem Zusammenhang spricht die Mutter nur in der Ich-Form, also ohne den Partner in seiner Rolle als Miterzieher aktiv hervorzuheben – versucht, das innerfamiliäre Konfliktpotential zu reduzieren, indem die ältere Schwester inzwischen ein eigenes Zimmer als Rückzugsraum für sich beanspruchen darf. Insgesamt bieten die engen Wohnverhältnisse den einzelnen Familienmitgliedern aber nur wenig Raum für Privatsphäre, was sich zusätzlich belastend auf die innerfamiliären Beziehungsverhältnisse auswirkt.

Als Ursache für die Geschwisterproblematik vermutet Angelika latente Spannungen im familialen Patchwork-System und damit verbundene soziale Rolleninkonsistenzen der Kinder. Die Mutter versucht Tochter und Sohn im Familienalltag mit dieser Problemdeutung zu konfrontieren. „Ich hab gesagt, jetzt stänkern sie viel, dass es so aber nicht weitergehen kann. ‚Ihr seid Geschwister.‘ Also ich zieh sie wirklich auf, das sind normale Geschwister, nichts Halbes und nichts Ganzes.“ Dennoch stehen die kindlichen Verhaltensweisen und Beziehungsmuster den Idealvorstellungen der Mutter in Bezug auf das eigene familiäre Zusammenleben aber weiterhin konfliktthaft gegenüber. Um sich einen aktiven pädagogischen Umgang mit der Thematik zuzuschreiben, schildert Angelika eine Situation, in der sie beide Kinder dazu auffordert, sich wortlos voreinander hinzustellen und sich anzugucken. „Und da haben beide angefangen, zu heulen und haben sich umarmt und dann war wieder gut.“ In dieser Szene werden jedoch gleichsam die Grenzen einer dialogischen Konfliktlösungskompetenz sichtbar, wenn die Mutter angesichts der innerfamiliären Beziehungskrise auf die Selbstregulationsfähigkeiten ihrer Kinder setzen muss.

Etwas ratlos zeigt sich Angelika auch gegenüber den ersten frühadoleszenten Autonomieansprüchen ihrer Tochter. Bereits im Alter von acht Jahren hätte Marie erste Anzeichen einer „Vorphertät“ gezeigt. In dieser Phase, die vermutlich mit der Stressbelastung durch den Schulwechsel zeitlich korreliert, war das Mädchen in den Augen der Mutter besonders „bockig“ und „launisch“. Es war „kein Rankommen an sie“ möglich, es war nicht „mein Kind zu der Zeit“. Auch in diesem Zusammenhang erlebt sich die Mutter in ihrer Selbstwirksamkeit als begrenzt, so dass sie ärztlichen Rat einholt. Von der Ärztin, die dem Verhalten der Heranwachsenden eine alterstypische Entwicklung attestiert, wird Angelika erneut auf mehr Gelassenheit hingewiesen. So wäre ihr an dieser Stelle generell dazu geraten worden, den Kindern mehr Freiheiten einzugestehen und sie auch mal in Ruhe zu lassen. „Nicht immer drauf bestehen, dass sie sagen sollen, wat sie haben. Auch mal in Ruhe lassen können. [...] Die sollen auch mal den Mund halten können.“ Nach einem dreiviertel Jahr ändert Marie ihr Verhalten und ist wieder mehr „auf Mama bezogen“. Für Angelika beginnt

in dieser Zeit ein Lernprozess, indem sie zunehmend versucht, differenzierter auf die Kinder einzugehen und vor allem der Ältesten mehr Freiräume für Selbständigkeitserfahrungen zu gewähren. Zum aktuellen Entwicklungsstand ihrer ältesten Tochter gibt Angelika an, dass diese noch kein Interesse an partnerschaftlichen Beziehungen hat, dafür aber bereits ein Schamgefühl entwickelt, das in der Familie zunehmend berücksichtigt wird: „Also nackig zeigen oder sowas in der Wohnung läuft sie nicht mehr umher“.

Anders als das auf der Handlungsebene zum Vorschein kommende tendenziell behütend-kontrollierende Erziehungsverhalten der Mutter nahelegt, gibt sich Angelika auf der Selbstdeutungsebene als eher permissiv-nachgiebig gegenüber ihren Kindern. So gehe sie mit Regelverstößen grundsätzlich locker um: „Ich bin nicht so hart. Ich seh eigentlich drüber weg. Außer wenn’s wirklich schlimm wird, dann kann ich auch schimpfen. Aber sonst bin ich nicht so. Ich mag das nicht so, bestrafen.“ In den Aussagen der Mutter kommt zum Vorschein, dass sie ein aus ihrer Sicht angemessenes Verhalten der Kinder mit Lob und Zugeständnissen positiv bestärken möchte. Mitunter kann daraus auch mal ein geschwisterlicher Wettstreit um mütterliche Anerkennung entstehen. Als grundsätzliche Erziehungsziele benennt Angelika eine frühe Verantwortungsübernahme und Selbständigkeit ihrer Kinder.

Als Kontrastfolie ihrer erzieherischen Selbsteinschätzung dient der Mutter das Verhalten ihres Partners. Dieser ist im Umgang mit den Kindern wesentlich strenger und autoritärer. Eigentheoretisch verweist Angelika auf die schwierige Kindheit des jungen Mannes, die durch soziale und emotionale Vernachlässigung im Elternhaus gekennzeichnet war. Die 27-Jähige sieht sich daher inzwischen in der Verantwortung, ihrem Partner erst ein angemessenes Erziehungsverhalten „beibringen“ zu müssen. In einer anschließenden Erzählung wird demgegenüber deutlich, dass das erzieherische Passungsverhalten des Paares zeitweise gestört war, auch weil sich die Mutter nicht an gemeinsame Absprachen gehalten hat. Nach mehreren Alltagskonflikten, in denen die Eltern auf Grund fehlender Kommunikation von den Kindern „ausgespielt“ wurden, bemüht sich das Paar nun um eine Verständigung auf grundlegende Erziehungsregeln und tauscht sich auch über die individuellen Erziehungsvorstellungen aus. Das Verhältnis der Kinder zum Vater bezeichnet die Mutter als „so im Großen ganz gut“, wobei die Kinder bei Fragen, Wünschen, Problemen und „zum Kuseln“ nach wie vor lieber zur Mutter gehen. So ist die Zuständigkeit bezüglich der Kinder traditionell geregelt: „Der ist mehr für das Grobe, für das Toben und er spielt Fußball und so was alles. Das was mit Bewegung zu tun hat und ich bin mehr für das Feine“. Die Aufgabenverteilung im Haushalt wird von der jungen Frau unterschiedlich beschrieben: Zum Teil ist ihr Partner kaum anwesend, so dass sie sich um Vieles alleine kümmern muss, andererseits hilft der Mann am Wochenende in der Küche und nimmt sich dann auch viel Zeit für die Kinder.

Als wichtige Gesprächsthemen im Familienalltag benennt Angelika die Erfahrungen, Probleme und Tagesverläufe der Kinder in den pädagogischen Einrichtungen. Dabei versucht die Mutter darauf zu achten, dass ihre Bildungsmaxime – „lernen und mitmachen, um es zu etwas zu bringen, auch wenn man keine Lust hat“ – verständlich zum Ausdruck kommen. Großer Wert wird in der Familie auch auf eine frühzeitige Aufklärung über die Gefahren von Gewalt an Kindern gelegt. Die Mutter hat Angst, dass die Kinder mit Fremden mitgehen und warnt insbesondere die Großen, die das „schon verstehen können“.

Mit Blick auf das soziale Netzwerk der Familie verweist Angelika in erster Linie auf die Herkunftsfamilien des Paares, die jedoch zum Teil weit weg wohnen oder



beruflich eingebunden sind. Freunde und Bekannte als lebensweltliche Unterstützungsinstanzen oder auch Referenzsysteme für die eigenen Elternschaftsentwürfe werden nicht genannt. Zu den Geschwistern des Lebenspartners besteht ein eher unregelmäßiger Kontakt. Mit der eigenen Schwester hat Angelika offenbar eine schwierige Beziehung; die Probleme bleiben im Gespräch aber offen, nähere Angaben möchte die junge Frau nicht machen. Es ist zu vermuten, dass hier ein unbewältigter Konflikt schwelt.

Eine besondere Stellung nimmt mittlerweile Angelikas Mutter ein. So stellt sich auf Nachfrage heraus, dass ihre Mutter fast täglich bei ihr im Haushalt vorbeischaud, da sie lediglich zehn Minuten entfernt wohnt. Darüber hinaus telefonieren die beiden Frauen viel miteinander. In einer längeren Selbstreflexion gibt die junge Frau an, sich an den Erziehungsvorstellungen ihrer eigenen Mutter orientieren zu wollen. In der Retrospektive des Interviews erfahren einzelne Eigenschaften der Mutter, wie deren Durchhaltevermögen und gewissenhafte Strukturierung von Tagesabläufen, dabei eine auffällige Anerkennung durch Angelika – Themen, die ihr aus eigener Erfahrung heraus wohl Probleme bereiten. Daneben erkennt sie viele Gemeinsamkeiten zwischen ihrer Situation und der ihrer Eltern: Diese mussten ebenfalls viel sparen, um ihr Wünsche zu erfüllen, Urlaube waren selten möglich. Dafür haben die Eltern sie immer unterstützt, es gab jeden Tag Mittagessen, die Hausaufgaben wurden betreut und Schläge gab es vielleicht mal ein paar auf den Hintern. Angelika „fand das gut so“. „Also ich versuch dat, was mir beigebracht wurde, den Kindern weiterzugeben, ich bin eigentlich so wie meine Mutter.“ Unterschiede macht sie lediglich beim Aufstellen von Regeln. Hier sei sie nicht „so verbissen und außerordentlich“ wie ihre Eltern.

In der anschließenden Gesamtsicht auf ihren bisherigen familienbiographischen Verlauf dominiert dagegen das Deutungsmuster einer selbstbehaupteten Elternschaft. „Aber sonst im Großen und Ganzen muss ich alleine durch. Ich versuch immer das Beste draus zu machen“. Zur Legitimation ihrer Selbstsicht als eigenaktive, problembewusste und pädagogisch-präventiv handelnde Mutter führt sie an dieser Stelle ihre offensive Suche nach professionell fundierten Handlungsorientierungen an, wenn sie vor allem Ärzte und Therapeuten als primäre Ansprechpartner in Erziehungsfragen nennt. Angebote der Familienbildung sind ihr vor diesem Hintergrund andererseits aber „gar nicht“ bekannt.

Für die Zukunft wünscht sich Angelika eine feste Arbeitsstelle und ein geregeltes Einkommen, um mit der Familie nicht länger von Hartz IV abhängig zu sein. Auch die Kinder sollen „dat alles erreichen können, was man eigentlich sich wünscht oder vorstellt“. Insgesamt hofft sie, ihren Kindern eine gute Mutter zu sein und ihnen nützliche Lebensorientierungen vermitteln zu können.

Analytische Abstraktion:

Der Fall von Angelika ist gekennzeichnet durch die Selbstbehauptungsprobleme einer jungen, überwiegend alleinzuständigen Mutter, die an der Grenze einer selbstbestimmten familialen Lebensführung auf die Inanspruchnahme sozialstaatlicher Zuwendungen und fördertherapeutischer Dienstleistungen für ihre vier Kinder angewiesen bleibt. Das umfangreiche institutionelle Förderprogramm stellt jedoch keineswegs eine nur von außen, durch öffentliche Expertensysteme diagnostizierte und verordnete Entwicklungshilfe dar, vielmehr handelt es sich dabei um eine von der Mutter weitestgehend selbst eingeforderte professionelle Erweiterung der eigenen, alltagsweltlich eingeschränkten Erziehungs- und Bildungsleistungen. In der Auseinandersetzung mit den sozialen und kognitiven Dispositionen ihrer Kinder

spiegeln sich die Unsicherheiten der jungen Frau im Umgang mit gesellschaftlichen Erwartungshaltungen und den Entwicklungsnormen im öffentlichen Erziehungssystem wieder. Das frühzeitige Insistieren auf ergotherapeutische und logopädische Behandlungen sowie Frühförderung im elementarpädagogischen Bereich kann daher auch als Versuch der Mutter verstanden werden, sozialen Stigmatisierungs- und Deprivationsprozessen in den Lebensläufen ihrer Kinder vorzubeugen. Für Angelika ist die Kooperation mit professionellen Hilfesystemen somit weniger Ausdruck einer subjektiven familienpädagogischen Defizit-hypothese. Auf der Deutungsebene dominiert vielmehr das Selbstkonzept einer verantwortungsvollen, aktiven Elternschaft im Kontext einer sozialstrukturell benachteiligten Lebenslage.

Die frühe, scheinbar ungeplante Schwangerschaft, die scheiternde Beziehung mit dem desinteressierten, ebenfalls noch jugendlichen Vater sowie die geringen sozioökonomischen Ressourcen und Unterstützungsleistungen im Herkunftsmilieu stellen von vornherein einen spezifischen Begrenzungsrahmen für die individuelle, bildungs- und berufsbiographische sowie familienbiographische Entwicklungsperspektive der jungen Frau dar. So stehen die anfänglichen Bindungserfahrungen im Eltern-Kind-Verhältnis unter dem Einfluss einer schwierigen Belastungssituation aus adoleszenten Verselbständigungsprozessen, Partnerschaftskonflikten und geringen subjektiven Selbstwirksamkeitsannahmen der Mutter, mit Folgen für die psychosoziale Entwicklung der Tochter, die bereits im Kindergartenalter erste Lern- und Integrationsprobleme aufzeigt.

Die Trennung vom Partner und die darauffolgende 2-jährige Berufsausbildung zur Verkäuferin deuten bei Angelika auf die Entstehung eines eigenständigen biographischen Handlungsentwurfes hin; auf der Orientierungsebene dominiert jedoch ein Spannungsfeld zwischen den eigenen Autonomieansprüchen und der mütterlichen Sorge um eine kindgerechte familiäre Erziehung und Sozialisation. Die Partnerschaft zu einem jüngeren Mann, der sich im Gegensatz zum leiblichen Vater sichtlich für die Tochter interessiert, führt kurz darauf denn auch zu einem familialen Reorganisationsprozess und in relativ kurzer Abfolge zu der Geburt von drei weiteren Kindern. Dabei bleibt die sozialstrukturelle Ausgangssituation der Eltern als beruflich gering qualifizierte Hartz IV-Empfänger mit unsicherer Aussicht auf ein eigenes Erwerbseinkommen weiterhin prekär.

In der neuen sozialen Situation als Patchwork-Familie entwickelt die Mutter hohe Ansprüche an einen familialen „Normalitätentwurf“, wobei dieses Leitbild durch die konflikthafte Dynamik im Verhältnis der älteren Halbgeschwister immer wieder in Frage gestellt wird. Die engen Wohnverhältnisse, die soziale Isolation der Familie auf dem Dorf, die geringe Einbindung in ein verwandtschaftliches und privatlebensweltliches Netzwerk sowie die eingeschränkten finanziellen Mittel für den Besuch überregionaler und kultureller Freizeitangebote heben die Angewiesenheit der Familienmitglieder aufeinander deutlich hervor. Dadurch konzentrieren sich die innerfamilialen Belastungsmomente sowie die kindlichen Sozialisationsprozesse auf die pädagogischen Handlungs- und Bewältigungskonzepte der Eltern, wobei der Mutter durch die zunehmende Abwesenheit des Vaters im Alltag eine Hauptverantwortung zugeschrieben wird. Bei Angelika kommen in diesem Zusammenhang Tendenzen einer ängstlich-behütenden Erziehung zum Vorschein. Einerseits ist sie bemüht, ein strukturiertes und geregeltes Zusammenleben zu gestalten und auf die Kinder verständnisvoll und kommunikativ einzugehen. Dabei reflektiert sie kritisch die eigenen Erfahrungen einer autoritär-sanktionierenden

Erziehung in der Herkunftsfamilie und stellt auch das traditionelle Rollenkonzept ihres Partners in Frage. Andererseits erweist sie sich in direkten Erziehungssituationen auch schon mal überfordert, insbesondere wenn sie mit ihren eher rationalistischen Argumenten und Erzählaufforderungen bei ihren noch jungen Kindern auf wenig Resonanz stößt.

Gegenüber den kindlichen Entwicklungsprozessen zeigt sich Angelika hochgradig sensibel und präventionsorientiert. Ein zentraler Ausgangspunkt für ihr mittlerweile umfangreiches Förderengagement sind das frühe Scheitern der älteren Tochter im öffentlichen Bildungssystem und die subjektive Diskriminierungserfahrung als unmündige, sozial benachteiligte junge Mutter in der Auseinandersetzung mit der Förderschulempfehlung der Grundschullehrerin. In der Folge reagiert Angelika auf die sozialen und sprachlichen Verhaltensauffälligkeiten ihrer Kinder fast schon routiniert mit der Beantragung professioneller Förderangebote. Dabei zeigt die Mutter neben viel Handlungsinitiative auch einen ausgeprägten Berechtigungssinn, wenn sie die Hilfen zum Teil sogar entgegen ärztlichem Rat und trotz bürokratischer Hürden einfordert. Der allgemeine Förderoptimismus, der mit der Inanspruchnahme jeder einzelnen pädagogischen und therapeutischen Dienstleistung durch Angelika verbunden ist, geht aber zugleich mit einer geringen Reflexion der individuellen und familienbiographischen Ursachen für die kindlichen Entwicklungsverläufe einher. Das Verhältnis zwischen Familie und öffentlichen Erziehungs- und Bildungsangeboten als ein erweitertes und kooperatives Handlungssystem bedeutet im Fall von Angelika somit auch die Externalisierung von Verantwortung und Problemzuschreibung.

Wenn die eigene Mutter in den eigentheoretischen Kommentaren von Angelika als identitätsstiftende Bezugsperson für das subjektive Elternkonzept herangezogen wird, liegt das Identifikationspotential eher in einer intergenerativ vergleichbaren sozialstrukturellen Lebenslage beider Frauen. Vor allem auf alltagspraktischer Ebene konnte sich das Mutter-Tochter-Verhältnis daher zu einer engen Solidargemeinschaft entwickeln. In pädagogischen Fragen orientiert sich Angelika dagegen eher an Expertenmeinungen. Dabei sind es in erster Linie Kinderärzte, von denen sich die junge Mutter Informationen zum Umgang mit kindlichen Bedürfnissen und Verhaltensweisen verspricht. So ist es etwa der autorisierte Rat einer Medizinerin, die Angelika zu mehr Gelassenheit gegenüber den frühen Pubertätsentwicklungen ihrer älteren Tochter auffordert und ihr dabei hilft, den Familienkonflikt mit einer stärker autonomieorientierten und altersangemessenen Erziehung zu bewältigen.

Insgesamt erweist sich Angelika als junge Mutter mit eher unsicheren Erziehungs- und Bildungszielen. Die latente Sinnstruktur des eigenen bildungs- und berufsbiographischen Scheiterns sowie die geringen kulturellen Ressourcen und Förderkompetenzen der Familie spiegeln sich in einem spannungsvollen Erwartungshorizont der Mutter gegenüber den Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder im Kontext des öffentlichen Erziehungs- und Bildungssystem wider. In der Kooperation mit den Erzieherinnen und Lehrern ergibt sich daraus ein erhöhter Anspruch an ein individuelles, familienergänzendes Bildungs- und Betreuungssetting für ihre Kinder, das mit zunehmendem Leistungs- und Selektionsdruck im Übergang zur Schule jedoch immer weniger eingelöst werden kann.

Der Fall Angelika steht insgesamt für den Elternschaftsverlauf einer jungen Frau, in dem die Erfahrungen von einer unzureichenden Unterstützung im lebensweltlichen Umfeld, ein Mangel an berufsbiographischen Perspektiven sowie ein geringes Maß an außerfamilialen Aktivitäten und Handlungsräumen einen besonderen Identifikationsprozess mit der eigenen Mutterrolle – gekennzeichnet etwa auch durch

den Kinderreichtum in der Familie – hervorbringen. Obschon die individuellen kindlichen Entwicklungsverzögerungen und Verhaltensauffälligkeiten im Vergleich zu gesellschaftlichen Leitbildern und Normalitätsvorstellungen bei der Mutter insofern immer auch ein erhöhtes Identitätskrisenpotential auslösen können, so hat sich doch in der aktiven, eigenverantwortlichen Kooperation mit institutionellen Therapie- und Förderangeboten inzwischen ein subjektiv sinnstiftendes Bewältigungsmuster entwickelt.